

Teufelsmacht
- Überlebt -
von Laura Adrian



Unverkäufliche Leseprobe!

Alle Rechte liegen bei Merlins Bookshop,

Inh. Dietmar Noss, Waldstr. 22,

65626 Birlenbach

Klappentext

Er hat mich geschändet, er hat mich zerstört, aber ich habe nicht aufgegeben.

Ich habe überlebt. Doch ist Überleben wirklich das Gleiche wie Leben?

Als Hannah versucht, ihr Schweigen zu brechen, will Tom sie als Lügnerin dastehen lassen. Die Machenschaften des Rings müssen geheim bleiben, niemand soll ihr glauben. Mit allen erdenklichen Mitteln setzt er sie unter Druck. Nacktbilder tauchen auf, Akten verschwinden, falsche Gutachten entstehen ... Er möchte ihr Leben zerstören. Sie soll am Boden liegen, das Vertrauen in sich selbst und in ihre Wahrnehmung verlieren. Niemals soll sie es wagen, über den Missbrauch, die Zwangsprostitution und die grausamen Rituale zu sprechen.

Wie hoch ist der Preis, den sie für ihre Freiheit zahlen muss?
Muss sie dafür selbst zur Täterin werden?

Teil 3 von 3

Titel Teil 1: Teufelsmacht – Geschändet

Titel Teil 2: Teufelsmacht – Zerstört

1. Zerrissen zwischen Erinnerungen

Ich bin nicht hier, aber auch nicht fort. Ich stehe nicht rechts, jedoch auch nicht links. Ich befinde mich dazwischen, doch ich weiß nicht, wo die Mitte ist. Ich bin alles und gleichzeitig nichts.

Wochen vergingen. Die Tage zogen an mir vorbei. Ich bekam kaum noch etwas mit. Ich lebte in meiner eigenen Welt. In einer Welt, die aus zwei Seiten bestand. Tagsüber, solange es hell war, probierte ich, ein normaler Teenager zu sein. Ich versuchte, am Leben teilzuhaben, den Alltag zu überstehen und so zu tun, als wäre alles okay. Doch abends, wenn es dunkel wurde, die Nacht hereinbrach und die meisten Menschen schlafen gingen, verwandelte ich mich. Ich legte die Maske, die ich tagsüber trug, ab, zog meine dicke Kleidung aus und machte mich für Tom zurecht.

Wenn meine Eltern schliefen, zog ich aufreizende Unterwäsche an, knappe Röcke, kurze Tops und darüber einen Mantel, der wenigstens meine Außenfassade halbwegs anständig wirken ließ. Zusätzlich schminkte ich meine Lippen rot und meine Augen hellblau oder lila. Tagsüber legte hingegen ich lieber schwarzes Make-up auf. Überhaupt wurde Schwarz zu meiner Lieblingsfarbe. Ich mochte das Dunkle.

Manche Leute sagen, dass Schwarz eine depressive Farbe sei. Vielleicht mochte ich sie deshalb so gerne. Sie passte zu mir. Schwarz steht für den Tod, Trauer, Hoffnungslosigkeit, für fehlendes Licht, also alles, was in meinem Leben

allgegenwärtig war, doch nachts konnte ich diese Farbe nicht sehen. Lange hatte ich mir keine Gedanken darüber gemacht, wie ich mich kleidete oder welche Farben ich zum Schminken nutzte, wenn ich mich mit meinem angeblichen Freund traf. Ich passte mich seinen Wünschen an oder blieb so, wie ich den gesamten Tag über gewesen war. Ich kam gar nicht auf die Idee, mich zu verändern. Ich war ich. Egal, ob ich in die Schule ging oder mich mit ihm traf, für ihn anschaffen ging oder bei einem Ritual dabei war. Es änderte sich zwar der Persönlichkeitsanteil, der das Leid, die Schmerzen und Erinnerungen auf sich nahm, aber nicht mein Aussehen. Warum das für mich auf einmal so wichtig wurde? Keine Ahnung. Mich störte es lange nicht, dass es keine klare Trennung gab. Erst als Tom von mir verlangte, nur noch nachts für ihn zu arbeiten, machte ich mir unbewusst Gedanken darüber. Die Überlegung kam nicht von heute auf morgen und eigentlich traf ich sie auch gar nicht bewusst, aber es erleichterte mir, eine Trennlinie zu ziehen. Ich fing an, mich für ihn anders zu kleiden und anders zu schminken. Ich legte mir eine neue Maske auf, veränderte bei den Treffen nicht nur meine innere Persönlichkeit, sondern auch mein Aussehen. Ich verwandelte mich für ihn in eine vollkommen andere Person. In eine Prostituierte, in eine Schlampe, die nichts mit der richtigen Hannah zu tun hatte. Das Einzige, was die Person, die nachts anschaffen ging und die Person, die tagsüber den Alltag meisterte, noch gemeinsam hatten, war, dass sie im selben Körper lebten.

Meine innerliche Abspaltung wurde somit auch nach außen hin sichtbar.

Ob Tom das bemerkte? Ich denke schon, aber es störte ihn nicht. Im Gegenteil: Er lobte meine knappen Outfits und meine bunte Schminke. Laut ihm verkaufte ich mich damit deutlich besser als mit den schwarzen Depri-Klamotten.

Das, was ich nachts zu wenig anhatte, trug ich tagsüber zu viel. Während der Schulzeit und zuhause zog ich so viel Kleidung übereinander wie nur möglich. Unter meiner Jeans trug ich eine Leggings, unter jedem Pullover ein T-Shirt und unter jedem T-Shirt ein Top. Die Zwiebelschichten gaben mir Sicherheit. Sie hielten neugierige Blicke von mir fern und sorgten dafür, dass mich niemand berühren konnte. Sie waren mein Schutzpanzer. Je mehr Stoff ich trug, desto sicherer fühlte ich mich. Wenn jemand nachfragte, ob mir mit all den Klamotten nicht warm wäre, zuckte ich nur mit den Schultern. Überhaupt stellte ich das Reden fast vollständig ein. Ich rechtfertigte mich für nichts mehr und antwortete kaum noch auf Fragen. Mir fehlte die Energie dazu. Außerdem: Was hatte ich schon großartig zu erzählen? Was sollte ich mitteilen? »Hey Mama, ich war die Nacht schon wieder weg und ihr habt es nicht mitbekommen«, oder »Papa, dein einer Auftraggeber könnte mal wieder duschen gehen. Der hat die letzten Male wie ein halbverwestes Walross gestunken«, oder »Frau Horst, wissen Sie, dass der Schuldirektor mir beim Betrügen hilft und mein Hausarzt, bei dem ich regelmäßig zur ‚Therapie‘ gehe, ein Kinderschänder ist?« Oder »Übrigens, meine Erinnerungslücken werden langsam größer als das, was ich mir von meinem Leben behalte. Das Trauma frisst mich von innen heraus auf«. Nein, wohl eher nicht. Es gab Sachen, über die ich

nicht reden durfte, weil sie Tom und/oder den Ring betrafen, und Sachen, über die ich nicht sprechen konnte, weil ich sie vergessen hatte. Selbstverständlich gab es zwar auch Dinge, über die ich hätte erzählen können, die meinen Alltag oder ein Thema aus den Nachrichten betrafen, jedoch hatte ich daran ebenfalls keinerlei Interesse.

Ich weiß nicht wieso, aber reden wurde mir zu anstrengend. Die zwischenmenschliche Kommunikation war eindeutig zu kompliziert. Es gab nur eine Person, mit der ich mich hätte unterhalten wollen. Diese Person hätte mich verstanden. Ihr hätte ich meine Geheimnisse anvertrauen können, sie hätte mich nicht mit Fragen gelöchert, sondern mir Verständnis entgegengebracht – allerdings sprach diese Person seit dem Vorfall vor einigen Monaten kein Wort mehr mit mir ...

Seitdem ich Samira, auf den Befehl von Tom hin, mit einem Gürtel geschlagen hatte, ignorierte sie mich. Sie mied den Kontakt, antwortete nicht mehr auf meine Nachrichten und nachdem ich sie knapp zwei Wochen lang fast täglich mit Entschuldigungen zugetextet hatte, hatte sie meine Nummer auf ihrem Handy endgültig blockiert. Ich besaß keine Möglichkeit mehr, an sie heranzukommen. Wenn ich sie zufällig bei einer der Taten traf, wick sie entweder meinem Blick aus oder funkelte mich mit so zornigen Augen an, dass ich meinen Blick freiwillig abwandte. Unsere Freundschaft war zerbrochen und die Kommunikation auf Eis gelegt. Tom hatte es geschafft; ihm war es gelungen, mir meinen letzten Halt, meine letzte Vertraute, zu nehmen.

Dieser Verlust tat weh. Ich vermisste sie. Es tat mir leid, was vorgefallen war, aber ich hatte an dem Tag keine andere Wahl

gehabt. Ich hatte sie mit dem Gürtel schlagen *müssen*, ansonsten hätte Tom sie mit dem Teaser massakriert. Es war das kleinere Übel gewesen. Wobei es Samira bei dem Kontaktabbruch angeblich nicht um die Tat an sich ging, sondern um das, was davor gewesen war. Ich hätte sie verraten und man könne mir nicht trauen. Das war ihre letzte Nachricht an mich. Immer wieder hatte ich mir diese Vorwürfe durchgelesen, immer wieder hatte ich mich gefragt, was sie damit meinen würde, doch ich kam nicht auf die Lösung. In meinen Erinnerungen gab es keinen Vorfall, bei dem ich sie verraten hatte. Ich stand immer zu ihr, nie würde ich sie bewusst ins Verderben führen. Das konnte ich mir nicht vorstellen.

Dass es in mir eine Innenperson gab, die Tom vergötterte, die ihm alle Informationen gab, die er haben wollte, die sich sogar darüber freute, wenn sie etwas hatte, was sie ihm sagen konnte ... so weit reichte meine Vorstellungskraft nicht. Ich hatte zwar bereits gelernt, dass es zahlreiche Dinge gab, die ich mir unter normalen Umständen, bei einem gewöhnlichen Lebensverlauf, nie hätte vorstellen können, aber irgendwo hörte mein Vorstellungsvermögen auf. Wie sollte ich überhaupt dahinter kommen? Wie sollte ich mitbekommen, dass die kleine Prinzessin Tom Dinge verraten hatte, die die anderen Innenpersonen definitiv nie ausgesprochen hätten, wenn die kleine Prinzessin mich das nicht mitbekommen ließ? Wenn sich kein anderer außer ihr an das Gespräch erinnern konnte? Wenn alle anderen eine Lücke in den Erinnerungen hatten und nur sie wusste, was geschehen war?

Ja, genau, Samira hatte Recht. Ich hatte sie verraten. Ich hatte Tom die Wahrheit erzählt. Er wusste, dass sie für Antonio arbeitete, dass sie ihm fremd ging, dass sie mehr und härtere Drogen nahm als nur Gras, allerdings hatte ich ihm das nicht mitgeteilt, weil ich das wollte, sondern weil er die Macht besaß, meinen Willen zu kontrollieren. Er sprach mit der kleinen Prinzessin. Sie erzählte es ihm, nicht ich. Ich konnte mich an das Gespräch nicht mehr erinnern!

Mein Leben gestaltete sich verdammt kompliziert. Ich tat Dinge, von denen ich nichts mitbekam und sagte Sachen, die ich nicht sagen wollte und konnte mich am Ende noch nicht einmal daran erinnern. Ich habe keine Ahnung, wie ich diese Zeit am besten beschreiben soll. Es war ein endloses Chaos. Ich hatte keinen Plan davon, was ich tat, aber schaffte es trotzdem, irgendwie zu funktionieren. Ich wusste oft nicht, wie ich von A nach B gekommen war, doch mir gelang es dennoch, alle Termine einzuhalten. Die Zeit zog an mir vorbei und doch blieb sie stehen.

Es ist nicht in Worte zu fassen.

An Weihnachten kann ich mich gar nicht erinnern. Wenn mich jemand danach fragt, würde ich sagen, dass es in jenem Jahr gar nicht stattgefunden hatte, genauso wie Silvester. Allerdings ist das Schwachsinn. Die Vernunft sagt mir, dass die Feiertage nicht ausgefallen sein können. Das geht nicht. Doch warum weiß ich nicht einmal mehr, ob wir einen Weihnachtsbaum hatten? Welche Geschenke ich bekam? Ob ich an Silvester wach war?

Es ist, als wäre ich in eine Art Tiefschlaf gefallen. Hin und wieder öffnete ich die Augen, schaute mich kurz um, stellte fest, dass meine Welt immer noch in Trümmern lag und tauchte deshalb wieder ab.

An satanistische Rituale zwischen November und Januar kann ich mich ebenso nicht erinnern. Ich habe zwar Bilder von toten Tieren, Blut und Kapuzenmännern im Kopf, aber ich kann nicht beurteilen, ob sie in diese Zeit hineingehören. Es ist möglich, dass sie auch von den Monaten davor oder danach stammen und mein Gehirn mit ihnen einfach nur versucht, die vielen Lücken zu stopfen. In dem Sinne: Keine Ahnung, was vorgefallen ist, aber das ist oft passiert, also wird es auch in diesem Zeitraum das ein oder andere Mal stattgefunden haben. Das ist ähnlich wie das Arbeiten mit Photoshop. Das aktuelle Bild gefällt einem nicht, deshalb schneidet man einen Teil des Hintergrundes heraus und ergänzt die entstandene Lücke durch ein anderes Element, das sinnvoller oder passender erscheint. Je nachdem wie gut man das Bild manipuliert, fällt es am Ende gar nicht auf, dass es sich nicht um das Original handelt. Oder, wenn man ganz schlecht ist, sticht einem der Fehler schon von Weitem ins Auge. Man braucht gar nicht näher hinzuschauen, um zu erkennen, dass es sich um einen Fake handelt.

So ist es auch mit meiner Erinnerung. Bei manchen Dingen weiß ich ganz genau, dass sie manipuliert sind, und bei anderen war ich mir lange Zeit sicher, dass sie der Realität entsprachen, doch Jahre später stellte sich heraus, dass es so nie stattgefunden haben konnte.

Anfang Januar wird meine Erinnerung wieder etwas klarer. Der Schnee, der im Dezember gefallen war, war inzwischen fast komplett getaut, die Winterferien waren vorüber und die Schule hatte begonnen.

Ich lebte. Irgendwie. Meine schulischen Leistungen blieben durchwachsen. Um mich besser konzentrieren zu können, durfte ich die Klausuren im Büro des Rektors schreiben. Angeblich würde mir das helfen. Und ja, es verbesserte meine Leistungen. Allerdings nicht, weil ich mich in der ruhigen Atmosphäre ohne Mitschüler besser konzentrieren konnte, sondern weil mir Herr Blöck die Lösungen vorsagte. Er half mir, wo er nur konnte.

Ob es den Lehrern nicht auffiel, dass ich schriftlich gute, deutlich bessere Leistungen erbrachte als mündlich im Unterricht, weiß ich nicht. Ich kann mich an keine Gespräche oder Nachfragen erinnern. Ich glaube, Herr Blöck rechtfertigte das Auseinanderklaffen der Ergebnisse mit dem Mobbing in der Klasse. Angeblich fühlte ich mich von meinen Mitschülern unter Druck gesetzt und beobachtet. Das blockierte mich beim Denken. In seinem Büro kam ich mehr zur Ruhe, fühlte mich sicherer und konnte dadurch bessere Noten erbringen.

Was meine Klassenkameraden von dieser Sonderbehandlung hielten? Nicht viel. Für sie war ich seltsam und verrückt. Sie behandelten mich wie eine Aussätzige. Niemand redete mit mir, keiner wollte neben mir sitzen oder stehen und bei Gruppenarbeiten wollte mich niemand in seiner Gruppe haben. Außerdem wurde laut ausgesprochen, dass es unfair sei, dass ich eine Sonderbehandlung bekäme. Ja, Kinder und

Jugendliche sind bei solchen Sachen ehrlich. Sie trauen sich, das auszusprechen, was Erwachsene nur leise denken.

Zu gerne hätte ich ihnen auf die Aussage, dass es ungerecht sei, dass ich ständig irgendwelche Privilegien bekam und nie Ärger oder Sanktionen, geantwortet, dass ich mein Leben gerne mit ihrem tauschen könnte. Ich hätte ihnen gerne die Vorteile überlassen, wenn sie auch die Nachteile mit übernommen hätten. Sie sahen nur, dass ich öfter zu spät in den Unterricht kam, regelmäßig träumte, mich nie meldete, im Unterricht kaum mitschrieb, bei Klausuren den Vorteil genoss, in einem Extraraum gehen zu dürfen und so gut wie nie ermahnt wurde. Dass ich nicht beabsichtigt in Tagträume verfiel und warum ich andauernd in das Büro des Rektors geladen wurde, interessierte sie nicht. Sie hatten keine Ahnung. Aus ihrer Sicht wurde ich überall bevorzugt und sie wurden benachteiligt. Doch aus meiner Sichtweise sah das anders aus. Nicht ich war die Glückliche, die ein einfaches Leben führte, sondern meinen Klassenkameraden erging es gut. Wenn mir jemand sein Leben im Tausch angeboten hätte, hätte ich es gerne angenommen. Ich hätte lieber nachgesehen, weil ich zu spät zum Unterricht kam, ich hätte lieber eine Fünf anstatt einer Zwei geschrieben, ich hätte lieber gelernt, als Geld mit meinem Körper zu verdienen ... Meine Klassenkameraden sahen überhaupt nicht, wie gut es ihnen ging.

An diesem Punkt erkennt man mal wieder ein weitverbreitetes Problem: In unserer Gesellschaft wird viel zu oft voreilig über eine Situation geurteilt. Man sieht nur eine Sicht der Dinge und meint schon, darüber entscheiden zu können, ob etwas richtig oder falsch ist. Ich vermute, hätten sie

gewusst, dass ich nicht etwa deshalb zu spät kam, weil ich zuhause mein Bett nicht verlassen wollte, sondern weil ich in der Nacht verprügelt wurde und vor Schulbeginn noch die Bluterergüsse mit Make-up abdecken musste, hätten sie mich nicht beleidigt. Hätten sie geahnt, dass Herr Blöck nicht zu mir hielt, weil ich seine Lieblingschülerin war, sondern weil er fürchtete, dass sein dreckiges Geheimnis auffliegen könnte, hätten sie vielleicht ihn gehasst und nicht mich ...

In meiner Geschichte gibt es so viele »Hätte-Momente«. Es hätte alles anders verlaufen können. Es hätte nie so weit kommen müssen. Hätte nur eine Person hingesehen ... Ich weiß nicht, ob mich diese ganzen »hätte« wütend machen oder traurig.

Ich darf nicht zu viel darüber nachdenken. Es ist so passiert, wie es passiert ist. Ich muss mich damit abfinden.

Ich überlege gerade, was geschieht, wenn einer meiner ehemaligen Klassenkameraden das Buch in den Händen hält. Wird er meine Geschichte lesen oder legt er den Text zur Seite, sobald er merkt, worum es geht? Schämt er sich? Steigen Schuldgefühle auf? Wut? Hass? Traurigkeit? Ich würde es gerne wissen.

Auch mit den Lehrern, die damals beteiligt waren, würde ich gerne sprechen. Ich möchte wissen, was sie gedacht haben, ob sie etwas gemerkt haben und was das mit ihnen gemacht hat. Ich denke, ich kann nicht verstehen, wie sie sich gefühlt haben, sie können schließlich auch nicht verstehen, wie es mir in dieser Zeit ging. Aber man kann sich beide Seiten der Geschichte anhören, das Handeln des anderen probieren nachzuvollziehen und damit abschließen. Ich bin davon

überzeugt, dass es mir helfen könnte. Ich bekäme eine Chance, Lücken aus meiner Erinnerung zu schließen. Zwar wären das dann nicht meine eigenen Erinnerungen, aber ich hätte wenigstens wieder irgendetwas aus dieser Zeit zurück. Lieber höre ich »nur« über Erzählungen, was passiert ist, als weiter in ein dunkles, kaltes Loch zu schauen. Ich hasse die Lücken in meinem Gehirn. Ich hasse es, wenn mich Leute verachten und ich nicht weiß warum. Wenn ich etwas getan habe, aber zu dem Zeitpunkt nicht ich war und mich somit dessen nicht entsinnen kann. Jeder denkt, dass ich böse und verrückt bin, aber in Wahrheit war es nur eine Innenperson, die heute gar nichts mehr mit mir zu tun hat.

Ich möchte nicht jedem meine gesamte Geschichte auf die Nase binden, sondern ich wünsche mir ein Art Schlichtungsgespräch, einen Austausch, der aufräumt. Bildlich gesehen habe ich damals, als ich endlich wegging, einen Trümmerberg hinterlassen. Es gab tausende offene Fragen, einige waren geschockt, andere konnten und wollten nicht glauben, was vorgefallen sein sollte, und manche sagten mir knallhart ins Gesicht, dass ich selbst an der Sache schuld sei. Ich behaupte, die Leute, die mir die Schuld gaben, waren am meisten mit der Situation überfordert. Sie trauten sich nicht hinzusehen und die Wahrheit zu erkennen. Sie wollten sich nicht mit dem Thema beschäftigen, sondern lediglich einen Schuldigen finden. Dabei ist das nicht so einfach. Es gibt nicht die *eine* Person, die man anklagen kann/darf, denn es gibt nie ausschließlich einen Täter. Womöglich gibt es einen Anführer, aber daran schuld, dass eine Katastrophe, ein Krieg oder auch »nur« ein Streit entsteht, sind immer mehrere Faktoren. Diese

Menschen, die nur einen einzigen Grund oder Schuldigen suchten, versuchten es sich einfach zu machen, weil sie das Komplizierte nicht verkraften und die weitreichenden Folgen nicht sehen wollten. Sie wollten möglichst schnell einen Deckel über die Angelegenheit machen, sie abschließen, nicht mehr daran denken und sie damit abhaken. Ihnen fehlte der Mut, Emotionen zuzulassen und darüber zu reden. Sie schützten sich, indem sie mir die Schuld gaben.

Bin ich deswegen wütend? Nein. Ich bin nicht nachtragend. Ich habe es schon mehrfach erwähnt, dass ich persönlich niemandem von damals die Schuld an dem Verlauf meiner Geschichte geben möchte. Mir geht es wirklich nur darum, aufzuräumen, offengebliebene Fragen zu beantworten und mich vielleicht auch zu entschuldigen. Ich weiß, dass ich viel Scheiße gebaut habe und es tut mir leid. Klingt das doof? Ja, womöglich, aber mir tun viele Dinge ernsthaft leid. Ich habe mich zum Teil aufgeführt wie eine Idiotin. Ich möchte bei meinen damaligen Mitmenschen ungern als die Verrückte, Geisteskranke in Erinnerung bleiben, sondern ich will, dass sie die Wahrheit wissen.

Was tue ich, wenn sich jemand bei mir meldet und für sein Verhalten entschuldigt? Wenn jemand sagt, dass er sich unwohl fühlt, weil er damals nicht hingeschaut hat?

Gar nichts. Ich weiß – und kann ihm versichern – dass er alleine das Unheil nicht verhindern können hätte. Außerdem nützt mir eine Entschuldigung nichts. Das macht es nicht wieder gut. Das bereinigt eventuell sein Gewissen, aber was soll ich damit anfangen? Mir hilft es viel mehr, wenn derjenige daraus lernt. Wenn er erkennt, dass damals etwas falsch

gelaufen ist und er jetzt, in der Gegenwart und in der Zukunft, alles daran setzt, um eine Wiederholung zu vermeiden.

Mir kann man nicht mehr helfen, ich habe mir selbst geholfen. Doch wenn jemand fragt, wie man das, was geschehen ist, wiedergutmachen kann, ist meine Antwort darauf: Verhindere, dass so etwas oder etwas Ähnliches noch einmal vor deinen Augen passiert. Habe den Mut nachzufragen und einzugreifen.

Der schlimmste Fehler, den man begehen kann, ist, nichts zu tun – und der allerschlimmste Fehler ist, genau diesen Fehler noch einmal zu wiederholen.

Ich sage immer: Ein Fehler ist erst ein Fehler, wenn du es ein zweites Mal ausprobierst und wieder zum selben, zum ersten, Ergebnis kommst. Wenn du beim ersten Fehlversuch daraus lernst, war es kein richtiger Fehler, sondern nur ein negativer Erfahrungswert.

2. Wer ist Satan?

Er schleifte mich durch die Hölle und nannte den Schmerz, den ich verspürte, Liebe.

Vollständig als gestört galt ich bei meinen Klassenkameraden nach einer Religionsstunde, die ungefähr zwei oder drei Wochen nach Schulstart im neuen Jahr stattfand.

Unser Religionslehrer war in diesem Jahr der ortsansässige Kaplan. Er war ungefähr Anfang vierzig, hatte dunkelbraune Haare, dunkelbraune Augen und trug immer eine schwarze Hose und ein weißes Hemd. Vom Wesen her war er absolut ruhig. Er strahlte eine Gelassenheit aus, die die gesamte Klasse zum Schweigen brachte. Obwohl er alles andere als ein strenger Lehrer war, gab es bei ihm nie Streit oder Unruhen. Seine innere Ruhe übertrug sich auf uns. Außerdem besaß er ein hervorragendes Talent dafür, den eigentlich eher öden Unterrichtsstoff interessant zu erklären. Er erlaubte und forderte uns sogar gezielt dazu auf, die Bibel zu hinterfragen. Er wollte nicht, dass wir die Texte Wort für Wort auswendig lernten, sondern dass wir den Inhalt verstanden. Er war nicht so wie manch andere Religionslehrer, die uns eintrichtern wollten, dass es nur einen Gott gab, dass alles, was in der Bibel stand, der Wahrheit entsprach und dass jeder, der nicht daran glaubte, in der Hölle landen würde. Unsere Noten spiegelten nicht wider, wie sehr wir an Gott glaubten, sondern wir wurden danach benotet, wie aktiv wir am Unterricht teilnahmen. Also nur zu sagen »Ja, ich glaube an Gott, er ist allmächtig und ich gehe jeden Sonntag in die Kirche«, reichte bei ihm nicht aus,

um eine Eins im Zeugnis zu bekommen. Damit sammelte er bei seinen Schülern einige Pluspunkte. Zusätzlich erlaubte er auch kritische Diskussionen. Zum Beispiel beschäftigten wir uns in einer Unterrichtsstunde damit, warum es Kriege gab und weshalb ein Gott so etwas zuließ. Er ließ uns spekulieren, hakte nach, feuerte die Diskussion an und am Ende teilte er uns seine Sicht der Dinge mit. Besonders cool fanden wir es, wenn er hin und wieder selbst über die Kirche schimpfte. Ja, er zeigte uns, dass auch ein Kaplan nicht immer alle getroffenen Entscheidungen guthieß, und er beichtete uns auch, dass man nicht jeden lieben kann. Selbst er hatte Leute, mit denen er nicht gut klarkam und die er lieber mied. Allerdings versuchte er, auch mit ihnen gut umzugehen. Die Kunst war es laut ihm nicht, nie enttäuscht zu werden, sondern verzeihen zu können. Er erklärte uns, dass auch Gott gewisse Verhaltensweisen verabscheute. So fand er zum Beispiel Gewalt nicht gut und Kriege widerten ihn an, doch liebte er die Menschen, die dahintersteckten, trotzdem. Diese Überzeugung fand ich bemerkenswert. Ich wusste nicht, ob ich das können würde. Für mich waren manche Menschen erledigt, hoffnungslose Fälle. Ich glaubte nicht, dass ich ihnen verzeihen können würde, wenn sie sich entschuldigten. Natürlich wäre es richtig – jeder macht irgendwann mal Fehler in seinem Leben und man sollte auch vieles verzeihen können. Aber kann man einen Mord verzeihen? Kann man sagen, egal, was du tust, ich liebe dich trotzdem?

Ich könnte das nicht. Ich zähle zu den Personen, die vieles vergeben, die Menschen nicht verurteilen, solange sie nicht wissen, weshalb derjenige so reagiert hat, dennoch habe ich

Grenzen. Ich könnte mir nicht vorstellen, jemals mit einem der Täter, die mich geschändet haben, gemütlich einen Kaffee trinken zu gehen und über das, was sie mir angetan haben zu lachen. Das geht nicht. Ich kann vielleicht noch ansatzweise nachvollziehen, dass manche von ihnen keine andere Wahlmöglichkeit hatten und es selbst nicht wollten, aber danach hört es auf. Ich kann es nicht vergessen. Um mit mir und der Vergangenheit Frieden zu schließen, habe ich mit der Sache abgeschlossen. Ich sage mir, dass ich mich nicht mehr als wirklich nötig daran erinnern will und dass ich nicht unentwegt an die Täter denken möchte, aber das ist nicht gleichzusetzen mit »ich vergebe ihnen und es ist wieder alles gut zwischen uns«. So wie es der Kaplan angeblich umsetzte, beziehungsweise behauptete umzusetzen.

Wenn ich jemanden kennenlerne und er mir irgendwann, nachdem wir schon befreundet sind, mitteilt, dass er seine Frau umgebracht hat, kann ich das vielleicht ausblenden und sagen: »Ich habe die Person als nett und zuvorkommend kennengelernt. Sie hat mir nichts getan, also verachte ich sie nicht.« Hat diese Person jedoch meine beste Freundin oder eines meiner Familienmitglieder umgebracht, bezweifle ich, dass ich bei einem Kennenlernen diesen Faktor ausblenden kann.

Kurz zusammengefasst: Beim Unterricht mit dem Kaplan gab es immer interessante Themen, zu denen jeder eine eigene Meinung hatte, die jeden – mal mehr, mal weniger – betrafen, aktuell waren und zu langen, intensiven Diskussionen einluden. Es war spannend bei ihm. Er zeigte, dass Religionsunterricht Spaß machen kann und unser Glaube, genauso wie Gott, fast

überall anzutreffen ist. Ich behaupte, bei ihm haben viele Schüler mehr für ihre Zukunft gelernt als in anderen Fächern. Wer denkt, dass Religion ein unbedeutendes Fach ist, hatte bisher die falschen Lehrer, die zu sehr in ihren eigenen Normen feststeckten.

In der besagten Unterrichtsstunde, die zwei oder drei Wochen nach den Winterferien stattfand, hatte er kein Thema vorbereitet. Er wollte die Stunde dazu nutzen, um uns zu fragen, worüber wir gerne reden würden. Wir durften alle Themen vorschlagen, gleichgültig, was uns einfiel, und am Ende würden wir demokratisch darüber abstimmen. Diese Herangehensweise war nicht ungewöhnlich. Sowohl der Kaplan als auch andere Lehrer ließen hin und wieder die Klasse über das kommende Thema entscheiden. Wahrscheinlich sollte damit die mündliche Beteiligung gesteigert und Interesse geweckt werden. Ungewöhnlich war erst das, was danach passierte.

Zunächst wurden gewöhnliche Vorschläge abgegeben. Zum Beispiel, den Sinn des Lebens zu hinterfragen, oder herauszufinden, wie Religionen überhaupt entstanden sind, doch dann wurden die Themen gewagter. Ein Junge schlug vor, die Kreuzzüge durchzunehmen, und danach fragte einer nach der Hexenverfolgung. Beide Vorschläge trafen auf großen Zuspruch. Die kritischen Themen kamen gut an.

Für welches Thema ich war? Für gar keines. Eigentlich war es mir egal. Ich war bei den meisten Stunden sowieso nur körperlich anwesend. Außerdem hatte ich kein Interesse – weder an dem Unterrichtsstoff noch an dem Fach oder der Schule allgemein. Mich interessierte nicht einmal mein eigenes

Leben, also wieso sollte ich mich mit Lehrsachen auseinandersetzen?

Dennoch machte ich in dieser Stunde etwas, was absolut gegen meine Prinzipien sprach. Ohne, dass ich es bewusst steuerte, hob sich mein rechter Arm. Als der Kaplan mich nach meinem Themenvorschlag fragte, schaute ich mich erst einmal verwirrt um. Es dauerte einige Sekunden, bis ich verstand, weshalb er mich aufgerufen hatte. Irritiert nahm ich meinen Arm, den ich zum Aufzeigen nach oben ausgestreckt hatte, herunter.

In der Klasse war es plötzlich still. Alle Augen schauten gebannt auf mich. Jeder wollte hören, was die Verrückte zu sagen hatte.

Ich spürte, wie sich mein Herzschlag beschleunigte. Panisch überlegte ich, was ich sagen konnte. Was fiel mir ein, mich zu melden? Eine unsichere Stimme in meinem Kopf flüsterte mir zu, was ich vorschlagen sollte. Doch diese Stimme schien verrückt. Das konnte ich nicht aussprechen. Weshalb hatte ich schon wieder die Kontrolle verloren? Warum hatte ich nicht auf meinen Arm aufgepasst?

»Hannah, möchtest du nun etwas sagen oder nicht?«, forderte mich der Kaplan ein zweites Mal dazu auf, zu antworten.

Inzwischen wurden meine Klassenkameraden wieder lauter. Einige kicherten oder murmelten leise mit ihren Sitznachbarn. Ich muss verwirrt gewirkt haben und so fühlte ich mich auch. Ich befand mich mal wieder in einer Situation, in die ich nicht hatte hineingeraten wollen. Eine Lage, in die mich eine Innenperson gebracht hatte und die ich jetzt ausbaden durfte.

»Was ist jetzt? Wir warten ...«

Zögerlich begann ich den Kopf zu schütteln und damit zu signalisieren, dass ich doch keine Idee hatte. Doch als der Kaplan den Kopf senkte und sich von mir abwenden wollte, schrie ich ihn an.

»Satanismus!«

Irritiert wandte er sich mir erneut zu.

Ich sah, wie einige Mitschüler scharf die Luft einsogen und andere mich fassungslos anstarrten. Ich glaube, ich hatte alle geschockt.

»Ich würde gerne mehr über Satanismus erfahren«, wiederholte ich. Diesmal, ohne zu schreien, jedoch mit anhaltend fester Stimme.

»Äh«, er rang nach Worten.

Die Stille in der Klasse ging in leises Gemurmel über, das zunehmend lauter wurde. Der erste Schock war überwunden und jetzt begann das Spekulieren.

»Äh«, startete er einen zweiten Anlauf.

»Ja, nun ja ... das ist ein vielschichtiges und durchaus interessantes Thema. Aber ich bin mir nicht sicher, ob das für eure Altersklasse geeignet ist. Ich fürchte, das könnte zu einem Konflikt mit der Schulleitung oder zu Beschwerden von euren Eltern führen.«

In Gedanken verfluchte ich mich selbst. Warum hatte ich ausgerechnet diesen Vorschlag gemacht?

Gut, o.k., ich wusste, warum ich mich dafür entschieden hatte. Der Grund lag auf der Hand, aber wieso musste ich es laut aussprechen? Weshalb verriet ich mich selbst?

»Um was geht es dir denn genau bei dem Thema?«, erkundigte er sich in der Hoffnung, dass er sich umsonst Sorgen machte. Vielleicht hätte ich nur eine völlig harmlose Frage zu dem Thema.

Ich biss mir auf die Unterlippe. Ich wollte nicht antworten. Ich durfte nichts sagen. Ich durfte es nicht noch schlimmer machen und noch tiefer ins Verderben rutschen. Doch ich schaffte es nicht, mich selbst zum Schweigen zu bringen.

Emotionslos, fast wie ein Roboter, flüsterte ich: »Gibt es Tier- und Menschenopfer?«

Meine eigene Stimme hörte sich fremd an. Unheimlich. Leise, bedrohlich und doch so laut, dass mich jeder im Saal verstehen konnte.

Meine Helferperson wollte Klarheit. Sie wollte wissen, was los war, ob sie träumte oder ob es die Dinge, an die sie sich meinte erinnern zu können, tatsächlich gab. Sie wollte nicht länger zweifeln. Und vermutlich wollte sie auch nicht länger schweigen. Das, was sie sagte, war ein Hilferuf. Sie wünschte sich, dass jemand nachfragte, dass jemand erkannte, dass dahinter keine Neugierde, sondern Angst steckte, dass jemand hinter ihre Fassade schaute, die Wahrheit sah und sie beschützte. Doch gleichzeitig versuchten andere Innenpersonen und auch ich das zu verhindern.

Ich fühlte mich zerrissen – diese Aussage spiegelte perfekt das wider, was ich in diesem Augenblick spürte. Ich wollte nach rechts, doch eigentlich nach links, ich ging nach vorne, obwohl ich zurückwollte. Ich drehte mich im Kreis, obwohl geradeaus zu laufen das Richtige gewesen wäre ... ich verwickelte mich in meine Gedanken, fesselte mich selbst und

verlor die Orientierung. Ich stand in der Mitte und musste eine Entscheidung treffen, und gleichzeitig saß ich am Rand auf der Reservebank. An meiner rechten Hand wurde gezogen und an meiner linken Hand zerrte jemand anderes in die entgegengesetzte Richtung. Mir blieben zwei Möglichkeiten: Entweder ich ließ mich erneut zerreißen, spaltete mich auf oder ich hielt den Schmerz aus und versuchte halbwegs heile zu bleiben.

»Hannah ist selbst eine Satanistin!«, hörte ich Janneck in den Raum rufen.

»Ja, sie betet Satan an«, bestätigte ein andere Junge.

»Nein, sie ist eine Hexe«, widersprach Lotte.

»Verbrennt die Hexe!«

»Ja, verbrennt sie!«

»Auf den Scheiterhaufen!«

Ohne dass es der Kaplan verhindern konnte, steigerten sich meine Mitschüler in eine Flut an Anschuldigungen und Beleidigungen hinein. Jeder probierte, den anderen zu übertreffen, krassere Kommentare von sich zu geben und mehr Zuspruch zu ernten.

Ich zog den Kopf ein und ließ mich auf meinem Stuhl zusammensinken. Ich rutschte so weit nach unten, bis ich vollständig unterm Tisch saß. Doch auch dort fühlte ich mich nicht sicher. Die Worte der Klassenkameraden trafen mich. Ich kam mir vor wie eine Ausgestoßene – oder wie eine Hexe aus dem Mittelalter, die verfolgt wurde. Mit brennenden Fackeln und Mistgabeln trieben sie mich in die Ecke. Die Menschen wollten mich brennen sehen!

Erst als der ansonsten gelassene und besonnene Kaplan einen Schrei losließ, kehrte wieder Ruhe ein. An diesem Tag brummte er einigen Schülern das erste Mal eine Strafarbeit auf. Außerdem drohte er bei einer Wiederholung mit Nachsitzen. Ich glaube, er war über die Reaktion der Klasse geschockt. Er hatte nicht damit gerechnet, dass sie sich so schnell in Hassparolen hineinsteigern und auf eine Schülerin losgehen konnten. Er hielt immer an dem Guten im Menschen fest. Vermutlich erschütterte ihn dieser Tag in seinem Glauben.

Wie es nach dem Vorfall weiterging? Ich versuchte, meinen Ausrutscher zu vergessen, was jedoch nicht möglich war. Nach der Stunde schickte mich der Kaplan zum Schuldirektor, weil er sich »ernsthafte Sorgen« um mich machte. Kann man sich auch nicht ernsthafte Sorgen machen? Sind das dann spaßige Sorgen?

Als ich im Büro des Rektors war, schloss er die Tür und fragte mich, ob ich nun von allen guten Geistern verlassen wäre. Ich zuckte daraufhin mit den Schultern und erkundigte mich, ob es überhaupt so etwas wie gute Geister gab. Natürlich endete diese Gegenfrage mit einer Moralpredigt. Er appellierte an meine Vernunft, ich solle nicht nur an mein eigenes Wohl denken, sondern auch an ihn und alle anderen, die in die Sache verwickelt waren – also hauptsächlich an ihn.

In meiner Klasse hatte ich mir nach dieser Religionsstunde Respekt verschafft. Gut, vermutlich war es eher Angst, aber zumindest wurde ich danach in Frieden gelassen. Vorausgesetzt man sieht von den »Verbrennt die Hexe«- und »Auf den Scheiterhaufen mit ihr«-Rufen und den Fragen, ob ich heute

schon ein Tier geschlachtet hätte, ab. Doch damit konnte ich leben. Damit gelang es ihnen nicht, mich zu provozieren.

Ob Tom mich für meinen Ausrutscher bestrafte, weiß ich gar nicht mehr. Ich vermute, ja, aber da ich so oft Schläge und Stromstöße bekam, kann ich nicht mehr sagen, welche Bestrafung für welches Fehlverhalten stand.

Ein weiteres berichtenswertes und für mich einprägsames Erlebnis aus dieser Zeit fand im Stadtpark statt. Ich saß auf der Bank, auf der ich vor wenigen Monaten noch zusammen mit Samira gegessen hatte. Es lag Schnee und war kalt, allerdings war mir das egal. Mein Körper war bereits so heruntergekühlt, dass mir die Kälte nichts mehr anhaben konnte. Neben mir stand eine halbleere Flasche Wodka. Das Zeug schmeckte ekelig, es brannte und stank, aber es half mir, mit der Realität fertig zu werden.

Wann ich mir das erste Mal alleine Alkohol gekauft habe, habe ich verdrängt. Ich kann auch gar nicht mehr sagen, was ich mir dabei dachte. Ich glaube, ich brauchte einfach etwas, das meine Gefühle betäubte, das mich beruhigte und mir die Last von den Schultern nahm.

In einem Getränk Laden in meiner Stadt gab es einen Verkäufer, der gegen einen kleinen Aufpreis auch Alkohol an Minderjährige verkaufte. Damit hatten die Jungs in meiner Klasse geprahlt. Sie kauften sich dort hin und wieder Bier und feierten damit an den Wochenenden auf Kinderspielplätzen. Bier kaufte ich mir nie. Mit Bier konnte ich nichts anfangen. Darin war viel zu wenig Alkohol enthalten. Ich brauchte etwas, das brannte, das mir beim Trinken zeigte, dass ich noch lebte

und mich danach beduselt im Kopf werden ließ. Also etwas Hochprozentiges. Nein, mir ging es nicht darum, mich zu betrinken. Die Kontrolle über mein Bewusstsein verlor ich oft genug unfreiwillig, da musste ich es nicht auch noch bewusst provozieren. Ich passte immer auf, dass ich Herr meiner Sinne blieb. Mir ging es mehr um die entspannende Wirkung des Alkohols. Ich wollte mich frei fühlen, leicht beschwipst, meine Probleme und Sorgen vergessen, mir selbst Mut machen ... ein gewisser Pegel im Blut erleichterte es mir, im Alltag zurechtzukommen. Ich fühlte mich dadurch selbstsicherer und stärker.

Da ich heimlich trank, nicht betrunken auf der Straße hinfiel oder im Unterricht vom Stuhl kippte, fiel es mehrere Wochen – oder waren es sogar Monate? – lang nicht auf, dass ich an fast allen Wochentagen einen gewissen Pegel im Blut hatte.

In der ersten Woche reichte mir eine Flasche Wodka, für die nächsten sieben Tage benötigte ich bereits zwei. Ja, ich besaß ein erhöhtes Suchtrisiko und selbst heute noch neige ich dazu, alles extremer auszuprobieren als Gleichaltrige. Woran das liegt? Ich denke, das liegt an mehreren Faktoren, die zusammenkommen. Als Erstes dürfte es mit meiner Persönlichkeit zusammenhängen. Es gibt Menschen, die das Risiko lieben, die gerne rebellieren, die Sachen ausprobieren, zu denen andere lieber Abstand halten. Dann kommt natürlich meine Vergangenheit hinzu. Jemand, dem es gutgeht, kommt schließlich nicht auf den Gedanken, seinen Körper oder sein Leben zu zerstören. Jemand, der glücklich ist, will nicht seinen Alltag vergessen. Und der dritte Faktor ist in dem Wort »Sucht« verborgen. Sucht kommt von suchen. Jedes Mal, wenn

ich Drogen nahm, Alkohol trank oder mich selbst verletzte (ja, auch Ritzen wird auf Dauer zur Sucht), suchte ich etwas beziehungsweise verspürte eine Sehnsucht. Ich sehnte mich danach, zu vergessen, ich suchte mein altes Leben und wollte meinen normalen Alltag zurück. Ich suchte in den Suchtmitteln Halt, Stabilität und Sicherheit. Ich sehnte mich nach Schmerzfreiheit, Liebe und Geborgenheit. Ich dachte, die Drogen oder der Alkohol könnten mein Leben verändern. Sie sollten mir das geben, was mir fehlte, was ich vermisste. Und tatsächlich verändert eine Sucht auch ein Leben. Zumindest am Anfang bekommt man das, wonach man sich sehnt. Doch der Preis, den man dafür bezahlt, ist verdammt hoch ... Man begibt sich auf eine Einbahnstraße, die immer enger wird und zunehmend steiler bergab führt. Umzukehren wird von Meter zu Meter schwerer, bis es irgendwann unmöglich ist.

Eine Sucht lockt mit leeren Versprechungen. Sie verspricht Freiheit, verwandelt ihre Gestalt, gibt vor, die Erlösung zu sein, aber in Wahrheit ist sie ein Gefängniswärter. Sie sperrt die Leute ein, nimmt ihnen die Freiheit, den Glauben an sich selbst, die Hoffnung ... Sie zerstört. Ist man einmal in ihren Bann getreten, lässt sie einen erst wieder los, wenn man nur noch als Schattengestalt existiert.

Ich saß auf der Parkbank und war in Gedanken versunken. Meine Speiseröhre brannte von dem Wodka. Ich fragte mich, wie es Samira ging, was sie wohl machte. Ich vermisste sie. Es tat mir leid, was passiert ist. Das letzte Mal, als ich sie gesehen hatte, hatte sie schrecklich ausgesehen. Ihr Gesicht hatte eingefallen gewirkt, die Augenringe hatten sich über die halben

Wangen gezogen, ihr Blick war leer gewesen. Ich schüttelte den Kopf, um die Bilder loszuwerden. Ich wusste, dass ich an mich denken musste. Ich durfte nicht zu viele Gedanken an sie verschwenden, das schwächte mich zu sehr. Ich brauchte die Kraft, um mich über Wasser zu halten.

Wenn man genügend Leid erfahren hat, lernt man, egoistisch zu sein. Man weiß, dass man nur überleben kann, wenn man sich selbst an die oberste Stelle stellt. Mitleid, Mitgefühl und der Drang anderen zu helfen, bringt einen um. Das Wichtigste ist, sich selbst zu schützen, das eigene Überleben zu sichern, und alles andere kommt danach.

Um meine Schuldgefühle einzudämmen und die Stimme im Kopf, die mir einreden wollte, dass ich ein Monster war und Samira verraten hatte, zum Schweigen zu bringen, nahm ich noch einen großen Schluck aus der Flasche. Der Geschmack ekelte mich an und sorgte dafür, dass ich die Augenlider zusammenkniff und mich schüttelte.

Es war circa vierzehn Uhr, also hellster Tag. Schon seit zwei Stunden saß ich hier. Meine Klassenkameraden waren noch in der Schule, vermutlich in der Sporthalle und schwitzten. Dr. Villing hatte mir ein Attest geschrieben, das mich vom Sportunterricht freistellte. Angeblich wäre das Mobbing im Sportunterricht besonders schlimm und die Nicht-Teilnahme sollte mich vor weiteren Angriffen schützen. Außerdem würde ich mich durch die Depression momentan nicht dazu in der Lage fühlen, Sport zu treiben. Zumindest lautete so die offizielle Begründung. Die Wahrheit war jedoch, dass ich freigestellt war, damit man nicht die zahlreichen Blutergüsse an meinen Unterarmen sehen konnte. Ich sollte die Spuren der

letzten Taten verdecken und zudem hätte es mein Kreislauf vermutlich wirklich nicht mitgemacht, wenn ich mich sportlich betätigt hätte. Mein Körper war am Ende und die Energiereserven aufgebraucht. Ich schaffte es, von A nach B zu laufen, aber joggen war nicht mehr möglich. Jeder, der schon einmal ein oder zwei Wochen maximal vier bis sechs Stunden die Nacht geschlafen hat, weiß, wovon ich spreche. Bei jeder Anstrengung zittern die Beine, und sämtliche Alarmglocken im Gehirn schlagen an. Bei jedem Schritt muss man sich zusammenreißen, damit die Knie nicht wegsacken. Und bei mir fand der Schlafentzug schon deutlich länger als zwei Wochen statt!

Eigentlich hatte ich von der Sportlehrerin die Auflage bekommen, trotzdem zum Unterricht zu erscheinen. Ich sollte die zwei Stunden auf der Bank sitzen und den anderen zuschauen, doch daran hatte ich mich nur in der ersten Woche gehalten. Ab der zweiten Woche verschwand ich einfach vom Schulgelände. Ich weiß nicht, ob jemand nach mir fragte, oder mich suchte, oder ob es gar nicht auffiel, dass ich fehlte, Fakt war, es schien mich niemand zu vermissen. Am kommenden Tag gab es keine Vorladung zum Rektor, keine Beschwerde der Lehrerin, keinen bösen Blick, keine doofen Kommentare meiner Mitschüler ... es wurde einfach geduldet, so als sei es normal.

Was ich daraus lernte? Seitdem ging ich jedes Mal, wenn Sportunterricht war, früher von der Schule nach Hause beziehungsweise nicht nach Hause, sondern in den Park. Überhaupt gewöhnte ich mir meine Pünktlichkeit ab. Vor wenigen Monaten hatte es mir noch stressbedingte

Bauchschmerzen und Schweißausbrüche bereitet, wenn ich auch nur fünf Minuten zu spät zum Unterricht gekommen war – inzwischen war es mir egal. Es interessierte mich nicht, wenn sich alle Gesichter zu mir umwandten, weil ich zu spät kam, oder zehn Minuten vor dem offiziellen Unterrichtsende schon anfang, meine Sachen zusammenzuräumen, aufstand und zur Tür hinausging. Es sprach mich niemand darauf an. Warum auch? Ich hörte ihnen sowieso nicht zu. Wenn ich ermahnt wurde, reagierte ich entweder überhaupt nicht oder zuckte lediglich mit den Achseln und setzte dann meinen Weg weiter fort.

Die ersten Male erstatteten die Lehrer noch Meldung beim Rektor, aber auch das ließ nach. Wobei man zu meiner Verteidigung anführen muss, dass wir zum aktuellen Zeitpunkt noch von Verspätungen und von einem verfrühten Verlassen des Schulgeländes sprechen. Ich blieb noch nicht den gesamten Tag fern oder ließ ganze Unterrichtsblöcke ausfallen. Ja, ich kam mal eine Stunde später und ging mal eine Stunde früher, ohne mich abzumelden, doch dieses Verhalten war noch harmlos. Ein paar Kapitel später wird man die Steigerung dazu sehen. Momentan sprechen wir von Kleinigkeiten.

Was meine Lehrer von mir dachten, weiß ich nicht. Ich vermute, sie verstanden meine Reaktionen nicht und fühlten sich mit der Situation überfordert. Natürlich war es mittlerweile nicht mehr zu verleugnen, dass ich ein Problem hatte und dass ich in Schwierigkeiten steckte. Das erkannte jede Lehrkraft. Selbst mit Make-up bekam ich meine dunklen Augenringe nicht überdeckt. Außerdem kam ich zu spät und ging früher. Hätte das einer der »coolen Schüler« gemacht oder

der Klassenclown, hätte sich vielleicht niemand Sorgen gemacht, doch wenn die ehemals beste Schülerin der Klasse plötzlich zur Klassenschlechtesten wird, fällt das auf. Zumindest kurzzeitig, bis man sich an dieses neue Verhalten gewöhnt. Ich glaube nicht, dass das ein Lehrer ignorieren konnte. Allerdings hat niemand wirklich gehandelt, beziehungsweise dauerhaft und effizient gehandelt. Ja, es gab eine Klassenkonferenz und es gab das Krisengespräch zwischen mir, meinen Eltern, der Klassenlehrerin und dem Rektor. Dementsprechend nein, ich kann nicht sagen, dass alles ignoriert wurde. Und ja, es gab ja sogar ein Ergebnis, es wurde ein Grund für mein Verhalten geliefert und sogar eine Strategie erarbeitet, um mich zu unterstützen. Dagegen gibt es nichts zu sagen, aber wenn ich als Lehrkraft merke, dass die Strategie nicht aufgeht, dass es der Schülerin trotzdem schlechter geht, handle ich dann nicht erneut? Versuche ich nicht, etwas zu ändern?

Nein, offensichtlich nicht. Eigentlich wollte ich nicht mehr zu tief in diese Thematik einsteigen und zu weit ausschweifen, aber da ich mich zuletzt wieder in einer ähnlichen Situation befunden habe, muss ich es trotzdem tun. Ich finde es wichtig, auch die Seite von Außenstehenden verstehen zu können. Oder besser gesagt, sich in die Perspektive hineinversetzen zu können. Man muss nicht jede Einzelheit verstehen, man muss nur dazu fähig sein, die Dinge durch die Augen anderer zu sehen, um ihren Gesichtspunkt zu kennen. Alleine das sorgt bereits für mehr Toleranz.

Im letzten Teil hatte ich erklärt, dass es Menschen gibt, die wegschauen und gut ignorieren können. Ob diese Leute in

einem sozialen Beruf richtig sind, ist eine andere Diskussion. Sie schauen weg, ignorieren das Problem und bauen eine unsichtbare, jedoch unüberwindbare Mauer zwischen sich und der betroffenen Person auf.

Die Lehrer, die nicht wegschauen konnten, haben das Gespräch mit mir oder mit ihrem Vorgesetzten gesucht. Sie haben versucht, das Problem zu lösen oder zumindest den Ursprung zu finden, doch leider wurden ihnen auf ihrem Weg Steine in den Weg gelegt. Entweder wurden ihre Sorgen und Bedenken als Nichtigkeiten abgestempelt oder mit den vorhandenen Depressionen erklärt. Es gab kaum Bestätigung. Es wurde zwar etwas getan, aber nichts davon überzeugte. Die Theorie dazu klang gut, doch in der Praxis griffen die Maßnahmen nicht. Was taten diese Lehrkräfte daraufhin? Sie ließen sich entmutigen, redeten sich ein, dass etwas getan wurde, setzten Scheuklappen auf und versuchten, sich aus der Affäre zu ziehen. Sie bereinigten ihr Gewissen, indem sie ihre Gedanken und Sorgen aussprachen und damit die Verantwortung abschoben. Und deswegen kann man ihnen keine Vorwürfe machen! Manchmal trifft man auf Situationen, in denen man etwas ändern möchte, man sieht, dass auf eine Katastrophe zugesteuert wird, aber was soll man tun, wenn die Verantwortlichen nicht reagieren? Wenn man es ausspricht, aber niemand zuhört? Wenn man sich einmischt und wegen seiner Bemühungen ausschließlich Ahndungen kassiert?

Jeder normale Mensch will Sanktionen vermeiden. Wenn man in einem Boot sitzt und alleine das Ruder herumreißen möchte, aber kein Steuermann ist, hat man keine Chance. Ja, man kann es probieren, aber wie hoch sind die Erfolgchancen?

Zusätzlich gab es ein weiteres Problem oder nennen wir es Phänomen. Denn es handelt sich um eine Besonderheit, die in Schulen, anderen Einrichtungen oder auch auf der Straße sehr oft anzutreffen ist. Es heißt, die Deutschen seien Meister darin, aber ich glaube, auch in anderen Ländern wird man es beobachten können: Das Ausreden-Erfinden und Gründe-Suchen, warum man mit der Sache nichts zu tun hat. »Dafür sind die Eltern zuständig«, »Ich habe noch zwanzig andere Schüler, um die ich mich kümmern muss«, »Das übersteigt meine Fachkenntnisse, da muss ein Psychologe hinzugezogen werden«, »Das ist die Aufgabe des Rektors«, »Ich traue mir das nicht zu«, »Die will sich nicht helfen lassen« Solche Sätze sind die häufigsten Standardsprüche. Jeder meint, dass jemand anderes besser dafür qualifiziert ist, zu helfen, und dass es eindeutig in seinen und nicht in den eigenen Aufgabenbereich fällt.

Vielleicht haben manche Leute auch Angst, einen Fehler zu machen. Ich weiß, wie belastend es sein kann, wenn man nicht weiß, ob man besser handeln sollte oder es eine harmlose Sachlage ist, die sich von alleine klärt. Manchmal bedeutet »Handeln«, die Polizei einzuschalten, einen ungeheuerlichen Verdacht in den Raum zu werfen und eine riesige Lawine auszulösen. Natürlich ist es doof und peinlich, wenn am Ende herauskommt, dass man völlig übertrieben reagiert hat. Es ist nicht einfach, die richtigen Entscheidungen zu treffen und vor allem auch den richtigen Zeitpunkt zu wählen. Das weiß ich selbst. Und jeder, der schon einmal in einer ähnlichen Lage war, weiß das ebenfalls. Deshalb kann ich nachvollziehen, dass es eine verlockende Möglichkeit ist, einfach die Augen zu

schließen, sich die Ohren zuzuhalten und laut »Das geht mich nichts an, dafür bin ich nicht zuständig, ich sehe nichts, ich höre nichts« zu singen. Dagegen ist nichts einzuwenden, solange man dabei mit seinem Gewissen klarkommt.

Für mich ist es bei solchen Sachlagen immer eine Entscheidungshilfe, wenn ich mich frage, womit ich eher leben kann: Kann ich damit leben, dass ich ausgelacht werde, dass meine Behauptungen ins Lächerliche gezogen werden oder ich womöglich ein Problem erzeuge, das vorher nicht da war? Oder kann ich damit leben, wenn am Ende herauskommt, dass mein Verdacht richtig war, dass man hätte handeln müssen, es nun aber inzwischen zu spät ist, um die Person zu retten? Krass ausgedrückt: Kann ich am Grab der Person stehen, weinen und behaupten: »Ich hätte nie gedacht, dass es so weit kommt. Ich habe nie etwas geahnt«?

Das, was sich richtig anfühlt, womit man selbst am besten zurechtkommt, wird die richtige Entscheidung sein.

Die Leute, die bei meiner Wesensveränderung nicht wegschauen konnten oder wollten, bissen sich irgendwann ebenfalls die Zähne aus. Sie waren dazu gezwungen, mir bei meinem Untergang zuzuschauen. Wenn sie das Gespräch mit dem Rektor oder meinen Eltern suchten, bekamen sie mitgeteilt, dass eine Lösung schon angestoßen sei. Es würde sich gekümmert werden. Angeblich hätte man alles im Griff. Alles wäre unter Kontrolle. Es gäbe keinen Grund, sich Sorgen zu machen.

Ob meine Eltern wahrhaftig glaubten, alles im Griff zu haben, weiß ich nicht, doch ich glaube schon. Sie hielten an

ihren Illusionen fest, weil die Wahrheit zu deprimierend war. Ich vermute, vor allem Eltern sind Meister darin, sich die Welt schönzureden. Sie hoffen länger als alle anderen, kämpfen länger und glauben stärker. Warum? Weil alles andere bedeuten würde, dass sie ihr eigenes Kind aufgeben.

Außerdem glaube ich, dass man, wenn man mitten in einer Situation steckt, blind wird. Man sieht es jeden Tag, gewöhnt sich an den Anblick, nimmt kleine Veränderungen kaum wahr. Es ist ein schleichender Prozess, der lange unbemerkt geschieht. Man sieht zwar Steigerungen und erkennt, dass es nach unten anstatt nach oben geht, aber man sieht trotzdem alles durch einen rosaroten Schleier, weil man abgehärtet ist. Jemand, der jetzt in diesen Teil der Geschichte einsteigt, wird denken: »Wie konnte es bloß so weit kommen? Wieso hat niemand etwas gemerkt?« Jemand, der von Anfang an dabei war, wird anders denken. Er wird die Zusammenhänge verstehen.

Zurück zur Parkbank. Ich nahm einen weiteren Schluck Wodka, um meine Gedanken endlich zum Schweigen zu bringen. Ich hatte mich so weit in Fragen und Überlegungen verloren, dass ich kaum noch etwas von meiner Umwelt mitbekam. Ich hing in meiner eigenen Welt fest. Deshalb bekam ich nicht mit, wie jemand auf mich zukam und mich beobachtete. Erst als derjenige mich ansprach, zuckte ich erschrocken zusammen und tauchte aus meinen Gedanken auf.

»Was willst du bloß ertränken?«

Verwirrt schaute ich den Mann, der vor mir stand, an. Ich musste mich nicht sonderlich anstrengen, um ihn zu erkennen.

Es war der Flaschensammler, der mich vor einigen Monaten schon einmal angesprochen hatte. Er trug noch exakt dieselben Klamotten wie bei unserem ersten Aufeinandertreffen.

»Denkst du, dass es der Alkohol besser macht?«

Ich atmete hörbar aus. Was dachte sich der Kerl? Weshalb sprach er mich an?

»Ich habe noch nie davon gehört, dass Alkohol Probleme löst.«

Wollte er mich provozieren? Wenn ja, dann gelang es ihm.

Vermutlich wäre es besser gewesen, ihn zu ignorieren oder aufzustehen und zu gehen, allerdings konnte ich das nicht. Stattdessen fauchte ich ihn an:

»Das sagt der Richtige!«

Der Mann lachte gekünstelt.

»Vielleicht ja, vielleicht nein. Urteile nicht über das Verhalten eines Menschen, wenn du nicht den Hintergrund dafür weißt.«

Ich rollte mit den Augen. Fing er schon wieder damit an, in Rätseln zu sprechen? Dafür hatte ich keine Nerven.

Ich griff nach der Wodkaflasche und wollte einen großen Schluck nehmen.

»Du kannst gar nicht so viel trinken, dass alles wieder gut wird«, tadelte mich der Obdachlose.

»Aber ich kann es versuchen«, widersprach ich ihm.

Ungläubig schüttelte er den Kopf.

Provokant hob ich die Flasche, grinste ihn an und führte sie zum Mund. Ursprünglich wollte ich ihm damit zeigen, dass mir seine Ratschläge egal waren und ich das tat, was ich für richtig hielt, doch leider überschätzte ich mich. Der Schluck war zu

groß und das Brennen in meinem Hals zu stark. Noch ehe der Alkohol in meinem Magen ankam, überkam mich ein Hustenreiz und ich musste die klare Flüssigkeit vor mir auf den Boden spucken.

Das Gesicht des Mannes spiegelte Schadenfreude wider. Wütend funkelte ich ihn mit bösem Blick an.

Unbeeindruckt zeigte er auf den freien Sitzplatz neben mir.

Ich schüttelte den Kopf. Auf keinen Fall wollte ich, dass er mir Gesellschaft leistete. Unsere bisherige Begegnung war mir schon mehr als genug. Ich wollte wieder alleine sein und meine Ruhe haben. Außerdem kamen mir Samiras Worte in den Sinn. Sie hatte mich letztes Jahr vor ihm gewarnt. Ich solle Abstand zu ihm halten. Er sei verrückt und könne mir gefährlich werden.

Als er sich trotz meines Kopfschüttelns niederließ, griff ich nach meinen Sachen und wollte aufstehen.

»Wir befinden uns in einem freien Land. Der Sitzplatz neben dir ist unbesetzt, die Bank gehört dir nicht, also darf ich mich hinsetzen.«

Ich schnaubte wütend.

»Was ist dein Problem?«

»Was ist Ihr Problem?«, fauchte ich zornig zurück.

Er seufzte.

»Ich hasse es, Menschen dabei zuzusehen, wie sie kaputtgehen. Das tut mir in der Seele weh.«

Erstaunt stoppte ich in der Bewegung.

»Ja, du denkst vermutlich so wie viele Leute, die an mir vorbeilaufen: der arme alte Flaschensammler. Er hat kein Geld, ist ein Säufer, besitzt kein Sozialverhalten, hat sicherlich

dutzende Vorstrafen ... das meiste, was über mich gedacht wird, ist negativ. Und das kann ich niemandem verübeln. Meine Fassade ist schließlich nicht die sauberste und ich wirke dadurch nicht vertrauenswürdig. Aber was kaum jemand mitbekommt, ist, dass ich viel Zeit habe. Ich streune von hier nach da und beobachte Menschen. Ich spioniere sie nicht aus, weil ich sie bestehlen will oder weil ich bei ihrem gepflegten Anblick Neid empfinde, sondern weil mir viele von ihnen leidtun. Ich sehe, wie sie mit Alkohol ihre Probleme lösen wollen, wie sie Drogen kaufen, um zu vergessen, wie es zunehmend jüngere Menschen trifft ...«

Sein erster Satz hatte etwas in mir angestoßen, was mich vielleicht zum Bleiben bewegt hätte, doch seine jetzige Rede ließ in mir wieder den Wunsch nach Flucht aufflammen. Ich hatte keine Lust auf Ratschläge – erst recht nicht von jemandem, der im Leben noch weiter unten stand als ich.

»Bitte gib mir zwei Minuten, dann kannst du fliehen«, flehte er mich an.

Ich stand bereits. Eigentlich wollte ich ihm nicht zuhören. Er hatte mir nichts zu sagen, nichts, was mich weiterbrachte. Doch meine Füße wollten mir nicht gehorchen, als ich gehen wollte.

In Gedanken ging ich fort, aber meine Füße blieben am Boden kleben. Ich wollte ihm keine Chance geben, doch mein Körper zwang mich dazu, ihm zuzuhören.

»Ich bin nicht blind. Ich sehe, was hier abläuft. Ich habe mein Zuhause verloren, aber nicht meine Sehkraft und mein Herz. Es ist grausam und illegal. Dir wird zwar eingeredet, dass du nichts daran ändern kannst und dass dir niemand glauben wird, aber das stimmt nicht. Natürlich wird es schwer

werden, dort auszusteigen und dem Ganzen ein Ende zu setzen, aber ich möchte, dass du weißt, dass ich hinter dir und den anderen Mädchen stehe. Ich glaube dir. Falls du Hilfe möchtest oder einfach nur Redebedarf hast, kannst du gerne zu mir kommen. Ich weiß zwar nicht, ob ich dir helfen kann, aber ich werde es versuchen. Manchmal hilft es auch schon, wenn man einfach jemanden hat, der einem zuhört, seine Meinung dazu sagt und an einen glaubt.«

Innerlich wehrte ich mich gegen die Worte. Nächtelang hatte ich gebetet und gehofft, dass irgendwann jemand zu mir käme und genau das zu mir sagen würde. Ich wünschte mir jemanden, der mein Leid erkannte und mir seine Hilfe anbot. Ich wollte, dass das alles aufhörte. Ich brauchte eine Hand, die mir entgegengestreckte wurde und die mich aus dem Schlamassel herauszog. Doch jetzt, als dieser Fall eintrat, verspürte ich nichts als Panik. Es machte mir Angst, dass jemand von meinem Geheimnis wusste. Es fühlte sich nicht nach Hoffnung an, sondern nach Versagen.

»Du hättest nie mit dem Flaschensammler reden dürfen! Es ist eine Falle! Hau ab!«, schoss es mir durch den Kopf. Ich spürte, wie sich meine Muskeln verkrampften. Meine Gedanken malten sich die wüstesten Szenarien aus. Panisch schaute ich mich um.

»Sie haben keine Ahnung!«

Dann rannte ich weg.

Woher der Verdacht kam, dass es sich um eine Falle handeln könnte, kann ich nicht sagen. Vermutlich hatten mich Vorerfahrungen geprägt. Ich nahm an, dass der Obdachlose mit Tom zusammenarbeitete. Es war ein Test. Tom wollte

austesten, wie weit er mir vertrauen konnte. Oder arbeitete der Flaschensammler mit Antonio zusammen? Der Dealer hatte am Rande erwähnt, dass er sogar seinen Namen wusste. Wollte er mich unter Druck setzen? Dazu überreden, dass ich doch mit ihm schlief? Oder ... Nein, das wäre zu krass. Das durfte nicht sein. Ich zwang mich dazu, den Gedanken beiseitezuschieben, jedoch wollte er nicht verschwinden. Was war, wenn der Typ für die Polizei arbeitete? Dann befand ich mich in großer Gefahr!

Egal, wie ich die Sache drehte und wendete, ich kam jedes Mal zu dem Ergebnis, dass ich weder ihm noch einer anderen Person trauen durfte. Das Sicherste war es, wenn ich den Kontakt zu ihm und auch zu jedem anderen Menschen mied.